

Aus dem Mund eines Betroffenen

Anlässlich der 75-jährigen Befreiung findet in der Frankfurter Naxoshalle die „Themenwoche gegen das Vergessen“ statt. Sie gedenkt den Schicksalen von Zwangsarbeitern und einer sozial engagierten Fabrikantenfamilie während der NS-Zeit

Von **Rudolf Walther**

Die Frankfurter Naxoshalle, ein Industriegebäude, das jetzt als Kultur-, Konzert- und Theaterspielstätte genutzt wird, veranstaltet eine „Themenwoche gegen das Vergessen“. Inhaltlicher Schwerpunkt: „Die Naxoshalle im Nationalsozialismus“. Es war eine gute Idee, die Geschichte des Ortes mit dem zu kombinieren, was aktuell in der Naxoshalle geschieht. Das historische Schwerpunktprogramm wird deshalb eingerahmt von aktuellen Theaterproduktionen, Performances, einem szenischen Denkmal, einem Film, einem Konzert und Stadtrundgängen zur Geschichte des Frankfurter Ostends, in dem die Halle liegt.

Im Zentrum steht eine kleine, aber informative Ausstellung zum Zusammenhang von dem Maschinenhersteller Naxos-Union, Nationalsozialismus und Zwangsarbeit. Die Ausstellung ergänzt Vorträge zum Thema Erinnerung und Solidarität mit den Opfern sowie zum Stellenwert von Arbeit im Nationalso-

zialismus. Die intelligent inszenierte Ausstellung wurde von einem jungen Team aus Historikerinnen und Historikern (Luise Besier, Jakob Engel, Björn Fischer, Freya Kurek und Susanne Thimm) mit Unterstützung des Instituts für Stadtgeschichte in einem nur 26 m² großen Waren- und Personenlift realisiert. Die Installation präsentiert spärlich erhaltene Akten, Fotos und andere Quellen. Die beeindruckende Pointe der Ausstellung bildet der per Lautsprecher eingespielte Text des tschechischen Zwangsarbeiters Václav Danihel, von der Naxos-Union ab Oktober 1942 verpflichtet.

Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen haben ihr Schicksal aus naheliegenden Gründen nicht selbst dokumentieren können. Entsprechend wenig Profil verlor die Geschichtswissenschaft bisher den rund 26 Millionen ZwangsarbeiterInnen, von denen die Hälfte auf deutschem Boden arbeitete. Es fehlt einfach an Dokumenten über sie.

Es ist deshalb für die historische Aufarbeitung der Zwangsarbeit unter dem Nationalsozi-

alismus ein Glücksfall, dass den vier HistorikerInnen ein Fragebogen in die Hände fiel, den Václav Danihel (geboren 1922) als alter Mann im Jahr 2000 für den „Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945“ ausführlich beantwortete. Der Fragebogen entstand durch eine Initiative zum beschämenden Thema der

Die Pointe der Ausstellung bildet der per Lautsprecher eingespielte Text des Zwangsarbeiters Václav Danihel

Entschädigungen von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern. Dieser Initiative ist es zu verdanken, dass man jetzt aus dem Mund eines Betroffenen Genaueres erfährt über die Arbeits- und Wohnverhältnisse der ZwangsarbeiterInnen unter Hitlers Diktatur.

Alein in Frankfurt gab es 13 Zwangsarbeitslager, die für

jedermann sichtbar und präsent waren im Stadtbild. Die zu Zwangsarbeit Verpflichteten stammten aus ganz Europa (Italien, Belgien, Frankreich, Niederlande, vor allem aber aus dem Osten, vor allem aus der Sowjetunion, Polen und Litauen). Sie hatten einen unterschiedlichen Rechts- bzw. Diskriminierungsstatus, je nachdem ob sie aus dem eroberten Westen angeworben wurden, als Kriegsgefangene deportiert oder schlicht als Opfer der nationalsozialistischen Kriegsführung und der rassistischen Ideologie der sogenannten Herrenmenschen als „Untermenschen“ nach Deutschland kamen.

Zwangsarbeit gab es in allen Wirtschaftsbereichen, auch die öffentliche Verwaltung forderte Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter an – etwa das Bauamt in Frankfurt, das 1941 „sofort 80 besonders kräftige Leute für die Müllabfuhr und 230 für die Straßenreinigung“ bestellte.

Die Zahl der damals unter Zwang Arbeitenden kann man nur über die erhaltenen Kran-

kenversicherungsakten und Haushaltsbücher (Wohnortlisten) einigermaßen rekonstruieren. Die Naxos-Union beschäftigte zwischen 1942 und 1945 rund 700 von ihnen. Die Beschäftigung von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter bei der 1871 von Julius Pfungst gegründeten Firma Naxos-Union, die in ganz Europa führend war bei der Produktion von Schleifmaschinen und Schleifmaterialien, hat eine tragische Seite. Der Firmennamen beruht darauf, dass der Gründer über ein Monopol für den Import von Steinen aus Naxos verfügte, das zur Herstellung von Schleifmaterial geeignet ist.

Julius Pfungst war sozial engagiert und gründete 1896 einen Pensionsfonds. Sein Sohn Arthur erweiterte dieses Engagement und investierte Gewinne in Wohlfahrt und Bildung der Arbeitenden. Nach dessen frühem Tod 1912 übernahmen seine Mutter Rosette und seine Schwester Marie Eleonore Pfungst (1862–1943) den Betrieb und gründeten 1918 eine Stiftung, zu der auch die Zeit-

schrift *Freie Volksbildung* gehörte. Marie Eleonore Pfungst machte sich zudem einen Namen in der Frauenbewegung.

Nach 1933 entmachtet die Nazis die Stiftung und integrieren sie in den „Kampfbund für deutsche Kultur“. Mit dem neuen Direktor, Rudolf Herbst, wurde der Stiftungsname Pfungst getilgt und die Bildungsbestrebungen eingestellt. Die Firma beschäftigte jetzt Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, bezeichnete sie jedoch euphemistisch als „Hilfskräfte“.

Nach dem Tod ihrer Mutter musste sich die Firmenerbin Marie Eleonore Pfungst – unter Zwang – für 54.658,17 Reichsmark auf einen „Heimeinkaufsvertrag“ einlassen und wurde im Herbst 1942 als Schwerkranken ins KZ Theresienstadt deportiert, wo sie im Februar 1943 starb. Der städtische Koordinator dieser schamlosen Aktion, Stadtrat Dr. Bruno Müller, erhielt 1957 die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt.

Herausragend im kulturellen Beiprogramm der Themenwoche war „Widerhall“ von Camilo Bronstein, Lioriana Casagrande, Marie Schwesinger und der fantastischen Schauspielerin Marlene-Sophie Haagen in einer Collage mit Originaltönen aus dem Frankfurter Auschwitz-Prozess von 1963–1965. Dagegen rutschte der Versuch eines „szenischen Denkmals für die polnischen Zwangsarbeiterinnen auf Naxos“ von Michael Weber ins Sentimental-Pathetische ab. Seit 1979 bietet eine Arbeitsgruppe des DGB „Antifaschistische Stadtpaziergänge“ an. Die Naxoshalle liegt im vor 1933 jüdisch geprägten Frankfurter Ostend. So bot sich für die Themenwoche ein Rundgang an.

Aus der in der Pogromnacht von 1938 zerstörten Synagoge wurden die noch verwendbaren Steine für die Mauer rund um den Hauptfriedhof recycelt. 1942 erbauten französische Kriegsgefangene auf dem Grundstück der Synagoge einen Hochbunker, der heute als Gedenkstätte, wirkliches Mahnmahl der Schande und Museum dient.

Bis 1. Oktober, Naxoshalle Frankfurt, Reservierung unter: www.studionaxos.de



Marlene-Sophie Haagen in „Widerhall“
Foto: Christian Schuller

Die Welt in ihrer Verschachtelung

Im Münchner Haus der Kunst werden Werke von MalerInnen mit kognitiven Einschränkungen in Videoprojektionen vorgestellt

Von **Patrick Guyton**

Das Athosland ist ein helles, freies und großes Land“, sagt die Stimme aus dem Lautsprecher. „Es hat ein riesiges Eisenbahnnetz.“ Es sind Sätze des Künstlers Michael Golz, das Gemälde wird auf die Wand projiziert. Zu sehen ist ein riesiges Landkartengewirr: mäandrierende Flüsse, Siedlungen, Wiesen, mit Höhenlinien angedeutete Berge, Straßen und sehr viele Eisenbahnschienen. Seit 1974 arbeitet Golz am „Athosland“, und es wird immer größer. Der 1957 geborene Künstler hat eine kognitive Einschränkung, wie es auf der Texttafel im Münchner Haus der Kunst (HdK) bezeichnet wird.

Dieser Kunst widmet sich eine kleine, aber sehr sehenswerte Ausstellung in dem Haus am Englischen Garten. Per Videoprojektion werden in einem Raum 100 Bilder von 58 KünstlerInnen gezeigt. Sie stammen aus dem Fotomaterial des in München ansässigen euward-Archivs. Es handelt

sich um „herausragende Arbeiten von Künstlern mit geistiger Behinderung“, schreibt die Augustinus Stiftung dazu, die seit 20 Jahren den euward-Preis (European Art Award) verleiht. Dieser ist laut HdK „der erste Kunstpreis von internationalem Rang für Kunst im Kontext kognitiver Einschränkung“.

Die Bilder sind so vielfältig wie wunderschön. Teils farbenfroh, teils schwarz-weiße Zeichnungen, gegenständlich oder abstrakt. Dimitri Pietquin aus dem belgischen Sambreville hat einen roten Bus gemalt, Giulia Zini aus Novellara in der Emilia Romagna ein blaues Rhinoceros. Sigrid Reingrub (Gmunden in Oberösterreich) malt abstrakt, immer wieder sind farbige Kreise und Ellipsen ihr Motiv. Auffällig ist, wie viele KünstlerInnen großformatige, komplexe, verschachtelte eigene Welten malen. Es sind fantastische, ausufernde Monumentalwerke. Neben dem „Athosland“ gehören dazu etwa die Kugelschreiberzeichnungen des Kubaners Damian Valdes Dilla, der riesige,

futuristische Stadtensembles fertigt. Oder die feinst mit Bleistift gezeichneten Stadt-Land-Himmel-Panoramen des Niederländers Tim ter Wal.

Bevor man die projizierten Bilder im hinteren Teil des Raumes sieht, schafft die Kuratorin Sabine Brantl beim Ein-

Dass Menschen mit geistigen Behinderungen große Kunst schaffen können, steht mittlerweile nicht mehr in Frage

treten erst einmal einen harten Kontrast. Filme und Fotos vom 1937 eröffneten einstigen „Haus der Deutschen Kunst“ sind zu sehen – dem von Adolf Hitler in Auftrag gegebenen Nazi-Bauwerk, in dem sich seit der Nachkriegszeit das HdK befindet. Das Gebäude mit

großen Hakenkreuzfahnen, schwarze Limousinen bei der Eröffnung. Fotos von Ausstellungen mit „deutscher“ Kunst, mit lieblichen Landschaften und Skulpturen von röhrenden Hirschen. Im Gegensatz dazu ein Filmschnitt über die NS-Ausstellung „Entartete Kunst“, auch in München, in der die Moderne geschmäht und verteuelt wurde: Kandinsky, Kirchner, der Dadaismus – geisteskrank und pervers nach Auffassung der Nazis. Zu sehen ist, wie sehr viel Publikum bei freiem Eintritt in dieses Ausstellungsnetzwerk geht. Und nun im selben Haus die euward-Bilder.

Die Originale waren nicht herbeizubringen, so die Kuratorin Brantl: „Das euward-Archiv hat sie nicht. Sie sind teils verkauft, bei den Künstlern oder existieren nicht mehr.“

Bewusst werden die Biografien der Künstler, ihre Behinderungen und Lebensumstände in der Ausstellung weitgehend ausgespart. „Die Schau steht nicht im Kontext sozialen Engage-

ments“, sagt Brantl, „sondern im Kunstkontext.“ Dass Menschen mit geistigen Behinderungen große Kunst schaffen können, steht mittlerweile nicht mehr in Frage.

Das war etwa 1999 noch nicht der Fall. Als die Augustinus Stiftung, die ansonsten im wesentlichen noble Seniorenheime betreibt, beim damaligen HdK-Direktor Christoph Vitali anfragte, lehnte dieser mit der Begründung ab, Behinderung sei ein „kunstfremdes Kriterium“.

Das HdK stellt nun fest, dass diese Kunst – frühester Vorläufer ist die Art Brut in den 1940er Jahren in Frankreich – in der Öffentlichkeit immer mehr Aufmerksamkeit erfährt. Die Kuratorin Sabine Brantl sieht aber noch zu wenig Möglichkeiten, um die Künstler und ihr Potential fachlich zu fördern. An Kunsthochschulen etwa können sie nicht studieren.

Bis 25. April 2021, Haus der Kunst, München